



Helen Dimaka, 37, ist Polizistin in Athen. Während ihre Landsleute demonstrieren, sorgt sie für Ruhe. Dabei hätte sie selbst allen Grund, auf die Straße zu gehen

„Zum Glück trage ich tagsüber Uniform und brauche keine neuen Klamotten“

Einer ihrer Lieblingsorte ist ein kleiner Hafen in der Nähe von Piräus. Früher kam Helen Dimaka ein- oder zweimal pro Woche mit ihrem Mann und ihrem dreijährigen Sohn Constantinos hierher. Kaffee trinken, aufs Meer schauen, die Yachten der Superreichen anschauen und die Sonne genießen. Jetzt spart sie selbst am Kaffee. „Einmal im Monat höchstens“ fährt sie noch an die Marina, „das ist die Krise“, sagt sie. „Die Angestellten zahlen allein für die Fehler der letzten Jahre, und die, die das Geld haben, kommen ungeschoren davon.“ 1100 Euro verdiente Helen Dimaka im Monat, jetzt bekommt sie nur noch 700 Euro – fast 180 Euro weniger als den gesetzlichen Mindestlohn. Helen ist Polizistin. Sie hat Philosophie und Soziologie studiert, aber keinen Job gefunden – sie kommt aus einer einfachen Familie, die Mutter war Putzfrau in einem Ministerium, der Vater Chauffeur in einem anderen. Die Familie hatte nicht die notwendigen Beziehungen, um ihr eine gute Stelle zu verschaffen. Sechs Jahre jobbte sie als Kosmetik-Verkäuferin, dann ging sie auf die Polizeischule, um endlich

mehr Geld zu verdienen und weil sie überzeugt ist, dass sie als Polizistin etwas Sinnvolles tut. Sie sorgt auf den Straßen Athens für Ordnung. Auf dem Syntagma-Platz vor dem Parlamentsgebäude ver-scheucht sie fliegende Händler und ermahnt Falschparker, andere Autofahrer nicht zu behindern. Seitdem in Griechenland alle nur noch von der Krise reden, ist ihr Job schwerer geworden. „Die Leute sind nicht mehr so freundlich. Es geht rauer zu, und wir haben viel mehr zu tun.“ Mehr Arbeit, weniger Geld – diese Konstellation ist für sie schwer zu ertragen. Zwar sei sie ein ausgeglichener Mensch, doch inzwischen sei es immer schwerer, ihre Gefühle in Balance zu halten. „Das Schlimmste ist die Unsicherheit. Ich frage mich ständig, wovon wir künftig leben sollen.“ Die zweite Gehaltskürzung kündigte der Chef der Athener Polizisten unlängst an. „Wenn die kommt, reicht unser Geld endgültig nicht mehr“, sagt Helen. „Mein Mann ist Angestellter und auch von Kürzungen betroffen. Ich kaufe jetzt schon nur das Nötigste an Lebensmitteln. Anziehsachen bekommt nur Constantinos, er wächst so schnell.

Zum Glück trage ich tagsüber Uniform. Da brauche ich keine neuen Klamotten.“ Als sie von der zweiten Lohnkürzung erfuhr, war sie so verzweifelt, dass sie sich den Demonstranten auf dem Omonia-Platz anschloss. Aber danach schmissen Randalierer Steine in die Schaufenster der umliegenden Läden. „Damit will ich nichts zu tun haben“, sagt Helen, „zu Demos gehe ich nicht mehr.“ Sie ist froh, nicht zu jenem Teil der Polizei zu gehören, der bei den Protesten für die Sicherheit zuständig ist. Der Einsatz sei viel zu gefährlich, sie habe eine Familie. Ihre Wohnung liegt in einer beschaulichen Wohnstraße inmitten des Athener Häusermeeres. Am Gehwegrand wachsen Orangen- und Olivenbäume. Ein Bäcker, ein Fleischer, ein kleiner Supermarkt. Hier kaufte Helen früher jeden Tag für ihre Familie ein. Jetzt geht sie nicht mehr so oft in diese Läden, obwohl sie weiterhin täglich kocht. Möhren, Eier und Fisch schicken ihr die Eltern aus ihrem Heimatdorf 400 Kilometer nördlich von Athen, in das sie inzwischen zurückgekehrt sind. Ein-, zweimal im Monat senden sie große Pakete mit der öffentlichen Buslinie.

Foto: Nikos Pinos

Helen Dimaka gehört nicht zu der intellektuellen griechischen Oberschicht, die – weil sie es sich leisten kann – die Meinung vertritt, dass die Griechen die äußerst schmerzhafteste Rosskur selbst verschuldet haben und durchstehen müssen, um den drohenden Staatsbankrott zu verhindern. Sie ist damit beschäftigt, das Überleben der Familie zu organisieren. Sie sagt: „Wenn Ökonomen immer weitere Lohnkürzungen fordern, dann kann ich nur sagen: Ich bin keine Nummer.“ Sie sitzt auf der Couch im Wohnzimmer. Ihr Mann kocht Tee. Auf ihrem Schoß hockt Constantinos und greift nach ihrer Nase. Beide lachen. Die Wohnung kaufte sie vor zwei Jahren gemeinsam mit ihrem Mann. Statt Miete zahlen sie jeden Monat eine Kreditrate von 1000 Euro. Bei der nächsten Gehaltskürzung müssen sie hier raus. Helen versucht sich damit zu trösten, dass es vielleicht sogar eine gute Erfahrung werden könnte, mit weniger auszukommen. Auf ein Zimmer könnte sie ganz gut verzichten. Notfalls auch auf zwei. Dann wird es eben eng. „Ich werde weiter meinen Job machen. So gut wie möglich“, sagt sie und gibt Constantinos einen Kuss. Wenn sie oder ihr Mann ihren Job verlieren, würde sie notfalls zurück aufs Land ziehen. Sie sagt: „Ich bin eine Kämpferin. Die Griechen sind erfahren in solchen Dingen. Das hat die Geschichte gezeigt. Ich kann auch Bäuerin werden.“

ULI MÜLLER

Griechenland - Land im freien Fall

360 Milliarden Euro Staatsverschuldung, 18,4 Prozent Arbeitslose und eine schrumpfende Wirtschaft (minus 5,5 Prozent) – dass das Land sparen muss, um an die EU-Hilfskredite zu kommen, spüren vor allem Beamte und Staatsangestellte: Ihre Gehälter wurden um ein Drittel gekürzt, 28 000 Beamte in vorzeitige Rente geschickt.

GELD-INFO

Die Krise und das liebe Geld... Fragen an BRIGITTE-Finanzexpertin Helma Sick

BRIGITTE: Viele Menschen haben jetzt Angst, dass der Staat pleitegeht und ihr Geld bald nichts mehr wert ist...

SICK: Ja, nicht nur ältere Menschen, die den Krieg oder die unmittelbare Nachkriegszeit miterlebt haben, fürchten sich plötzlich vor einer Währungsreform. Natürlich ist die Situation schwierig, aber zu Panikreaktionen besteht kein Anlass.

Also kann man unbesorgt weiter Staatsanleihen und Bundeswertpapiere kaufen?

Ganz so einfach ist es nicht. Bundeswertpapiere sind eine sichere Anlage, aber sie haben nur eine Rendite von ein bis zwei Prozent. Und wenn dann noch die Abgeltungssteuer abgezogen wird, sind sie wirklich nicht lohnend.

Und wie sieht es mit anderen Ländern aus? Italien musste teilweise über acht Prozent zahlen.

Staatsanleihen mit so hohen Zinsen sind keine sichere Geldanlage, sondern reine Spekulationspapiere.

Welche Staatsanleihen können Sie zur Zeit noch empfehlen?

Experten stufen Deutschland, Österreich, Holland, Finnland und Luxemburg als sicher ein. Auch die anderen skandinavischen Länder, aber dort gibt es dann wieder das Wechselkursrisiko. Lohnender könnten deshalb Anleihen von Schwellenländern wie Indonesien, Singapur, Korea, Taiwan oder Brasilien sein. Diese Länder sind auf einem guten Weg. Ich würde aber keine Einzelanleihen kaufen. Am besten steckt man einen Teil seines Geldes in einen entsprechenden Schwellenländer-Fonds oder gleich in einen gemischten Fonds. Vermögensverwaltende Fonds zum Beispiel bieten größtmögliche Flexibilität.

Wie finde ich den richtigen Fonds für mich?

Sie müssen sich schon informieren, zum Beispiel bei der Zeitschrift „Finanztest“ oder dem Online-Portal

OnVista. Das kann eine unabhängige Beratung aber nicht ersetzen.

Und Firmenanleihen?

Die sind inzwischen sicherer als manche Staatsanleihen, denken Sie nur an große Firmen mit guten Produkten wie Daimler, Telekom, Marks & Spencer...

Ist die Flucht in Sachwerte wie Gold oder Immobilien also Quatsch?

Deutsche haben in der Regel zu viel Angst, sie überschätzen diese Anlagen. Der Goldmarkt ist zur Zeit völlig überhitzt, allenfalls, wenn sich der Preis langfristig wieder einpendelt, könnte man einen Teil des Vermögens in Gold anlegen, höchstens fünf Prozent. Und auch die Immobilienpreise spielen verrückt, da werden gerade Quadratmeterpreise gezahlt, die man bei einem Verkauf nie wieder erzielen wird, vor allem nicht, wenn man das Geld braucht. Sie dürfen eines nicht vergessen: Auch Aktien sind Sachwerte, nämlich Beteiligungen an Firmen, für die oft auch sehr gute Dividenden gezahlt werden und die sich als langfristige Anlage nach wie vor lohnen. Hier empfehle ich, in breit gestreute Fonds zu investieren. Und wenn nicht jeden Abend im Fernsehen die Schwankungen der Aktienkurse aufge-regt kommentiert würden, hätten die Anlegerinnen wieder mehr Vertrauen.

Ihre Faustregel?

Egal zu welcher Zeit: Die Geldanlagen unbedingt gut mischen, setzen Sie nie alles auf eine Karte. Aktuell: Wenn Sie sich zum Kauf von Anleihen entschließen, binden Sie sich nicht zu lange, eine Laufzeit von vier bis fünf Jahren ist jetzt ideal, um flexibel zu bleiben. □

HELMA SICK,
UNABHÄNGIGE
FINANZ-
BERATERIN
IN MÜNCHEN



Foto: Sebastian Doerk